

## Tipps und Orientierung steigern den Nutzwert

*Ob beim Einkaufen oder im Garten, bei der Kita-Suche oder der Rentenberechnung – die Menschen suchen nach Orientierung. Gute Lokaljournalisten beherzigen das und stehen ihren Leserinnen und Lesern als Ratgeber zur Seite. Sie testen Dienstleistungen und Produkte, befragen Experten oder beschreiben ihre Erfahrungen im Selbstversuch. Und sie bitten ihre Leser um Hilfe und reichen Tipps und Rezepte weiter. Kleine Erklärstücke, knappe Infoblocks oder interaktive Online-Grafiken kommen besonders gut an und steigern den Nutzwert des Mediums enorm. Umfassender Service bietet aktive Lebenshilfe.*

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal

## **SERVICE LOKAL**



### LOKALES

**F**ür die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch „Bürgerha

# Große Öko-Vorsätze, kleine Erfolge

**Die Reporterin will ihr Leben ändern und etwas für die Umwelt tun. Sie versucht, Verpackungen zu vermeiden, Energie und Wasser zu sparen, mit Kastanien die Kleidung zu reinigen. Ein Jahr lang begleitet sie diesen Prozess, der alle Lebensbereiche umfasst, mit einer Serie.**

Die Vorsätze sind groß. Die Reporterin Miriam Opresnik will ein ökologisches Leben führen, zusammen mit ihrem Mann und den beiden Kindern. Sie will weniger Verpackungen benutzen, Energie und Wasser sparen, ökologisch putzen und waschen, weniger Auto fahren, einen Biogarten anlegen, ökologisch korrekt Ferien machen, sich klimafreundlich ernähren und kleiden und sich auch noch im grünen Ehrenamt engagieren.

So weit die Theorie. In der Praxis des Familienalltags schmelzen die hehren Ziele jedoch alsbald zusammen. Verpackungsfrei einkaufen erweist sich als nahezu unmöglich, vor allem wenn die Kinder nicht auf ihre Lieblingsprodukte verzichten wollen. Die Stromfresser im Haus lassen sich nicht einfach abschalten. Bei der Umstellung der Ernährung streikt die Familie. Beim Radfahren geht ihr schnell die Luft und die Lust aus.

Dennoch bleibt die Reporterin dran, erzählt über ihre Fehlschläge offen und humorvoll. Sie beschreibt, wie leicht sie und die Familie in die Konsum- oder Bequemlichkeitsfalle tappen. Und sie macht klar, dass ein ökologischeres Leben nicht nur Willenskraft, sondern auch Durchhaltevermögen braucht und dass die Umstellung nur in kleinen Schritten funktioniert.

Doch auch sie bringen was. Denn am Ende des Jahres sieht ihre Bilanz dann doch nicht so schlecht aus. Verpackungen und Strom wurden eingespart, weniger Auto gefahren, im Garten Wildblumen statt Züchtungen angepflanzt, der Fleischkonsum verringert, weniger neue Kleidung angeschafft und der Müll sauber getrennt.

Und allein die Entscheidung, Urlaub in Mecklenburg zu machen anstatt nach Mallorca zu fliegen, sparte so viel CO<sub>2</sub>, wie ein Mensch in Indien im ganzen Jahr verursacht.

Hamburger Abendblatt

### Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Energie
- ▶ Ernährung
- ▶ Garten
- ▶ Kontinuität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Service
- ▶ Technik
- ▶ Umwelt
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft

### Kontakt:

Berndt Röttger, stv. Chefredakteur, Telefon: 040/55 44-71 013, E-Mail: roettger@abendblatt.de

Sonnabend/Sonntag, 30./31. Januar 2016

## WIRTSCHAFT

Hamburger Abendblatt 7



Ich werde grün

Statt zu vorverpacktem Obst greift Miriam Opresnik jetzt zu loser Ware  
Istock, Michael Raabe

# Das kommt mir nicht in die Tüte

**Neue Serie. Ich werde grün. Abendblatt-Reporterin Miriam Opresnik will ihr Leben ändern und etwas für die Umwelt tun – ein Jahr lang. Im ersten Teil versucht sie, Verpackungen zu vermeiden. Kein einfaches Unterfangen, wie sie im Supermarkt merkt**

Ach du grüne Neune! Das geht ja gut los! Die Probleme fangen schon vor dem ersten Einkauf an. Beim Schreiben der Einkaufsliste. Meine Tochter Carlotta, 6, wünscht sich die Wicky-Wurst vom Discounter (natürlich verpackt), ihr dreijähriger Bruder Claas den „kleinen Käse“ (Mini-Babybels, sogar doppelt- und dreifach verpackt) und mein Mann seine Actimel (sechs Mini-Flaschen à 100 Milliliter). Verpackungsvermeidung sieht anders aus. Aber grüne Vorsätze hin oder her: Auf seine Lieblingsprodukte will er erst einmal niemand verzichten. Ich eigentlich auch nicht. Tue es aber dann natürlich trotzdem – im Sinne des Projekts. Also greife ich statt zu einzeln verpackten Cappuccino-Tütchen (zehn Folienbeutel in einer Pappschachtel) zu einer großen Dose, nehme statt der Minütüten mit Tiefkühlgemüse (sechs Plastikbeutel à 150 Gramm im Maxibeutel) einen Megapack und entscheide mich gegen die geliebten 0,33-Liter-Cola-Zero-Flaschen im Sechserpack und stattdessen für zwei Maxi-Flaschen. Gar nicht so schwer, etwas für die Umwelt zu tun. Denke ich stolz. Allerdings hält das Hochgefühl nur ungefähr 30 Sekunden lang. Bis ich zu der Frischtheke ankomme. Vermutlich das erste Mal, seit die Grillsaison vorbei ist. Ja, ich meine die im Sommer! Denn sonst gibt es bei uns meistens vorverpackte Wurst und Käsewaren. Irgendwie hat sich das in den vergangenen Jahren so eingeschlichen. Klar, totaler Verpackungsirrsinn! Allein bei 80 Gramm Schinken fallen 21 Gramm Plastikabfall an. Doch damit soll jetzt Schluss sein. So der Vorsatz. Lange halten wird er allerdings nicht.

Für den Verpackungsbericht bin ich bestens vorbereitet. Mit Tupperdosen in verschiedenen Größen. Toller Plan! Leider geht er aber nicht auf. Denn die Verkäuferin darf die mitgebrachten Dosen nicht annehmen und befüllen. „Aus hygienischen Gründen“, sagt sie und spricht von Kontamination. Bitte was? „Könnte ja sein, dass Ihr Behälter nicht sauber ist, sondern irgendwelche Bakterien hat, die dann hierher übertragen werden“, erklärt sie und wickelt die Wurst stattdessen in ein beschichtetes Stück Papier ein. Für jede meiner vier Sorten nimmt sie ein neues Papier und verpackt anschließend alles in einem dünnen Plastikbeutel. So richtig umweltfreundlich kommt mir das jedoch nicht vor. Also neuer Versuch! Beim nächsten Mal bitte ich darum, alle Wurstsorten nur in ein Papier einzuwickeln. Gesagt, getan!

Allerdings wird zwischen die verschiedenen Sorten jetzt eine Plastikfolie gelegt (damit der Geschmack der einen Wurst nicht auf den Geschmack der anderen Wurst abfährt, wie ich erfahren muss) und jedes Mal zum Abwiegen ein neues Stück Papier auf die Waage gelegt – und anschließend weggeschmissen. Es ist wie in einem Lottosketch. Aber irgendwie nicht lustig. Eher zum grün und blau ärgern. Denn mein geplantes Verpackungsfaßten lässt sich nicht so realisieren wie geplant. Außerdem bekomme ich

jedes Mal einen Schock, wenn an der Fleischtheke das Preisschild ausgedruckt wird. Das größte Problem ist aber die Haltbarkeit. Vor allem, wenn man nur einmal pro Woche einkaufen geht und die Frischwurst aber nach wenigen Tagen schiefwird. Spätestens dann mag niemand aus unserer Familie mehr Salami und Co. essen und die Reste landen im Müll – was unsere Öko-Bilanz schwer belastet. Es hilft nicht. Es muss ein Kompromiss her: für die erste Hälfte der Woche kaufen wir Frischwurst und verzichten auf die Plastikfolien zwischen den verschidlenen Wurstsorten. Für die zweite Woche kaufen wir allerdings vorverpackte Wurstwaren. Klar ist aber natürlich: Wenn wir wirklich was für die Umwelt tun wollen, müssen wir nicht nur die Verpackungen reduzieren – sondern unseren Fleisch- und Wurstkonsum allgemein. Aber dazu in ein paar Wochen mehr!

Und was die Wünsche der Kinder angeht: Wir haben uns selbst Geschlechter auf Wurst- oder Käsebrötchen. Mit Augen aus kleinen Tomaten-Hälften, großen Gurken-Nasen und einem für zwei Maxi-Mund. Nach Wicky-Wurst und Mini-Käse hat seitdem niemand mehr gefragt. Aller Anfang ist schwer. Sagt man. Verpackungsfaßten kann man damit allerdings nicht gemeint haben. Denn das wäre eine dreiste Untertreibung. Ich würde stattdessen von strapaziös sprechen. Mühselig. Heißel. Vertrackt. Unbefriedigend. Vielleicht sogar qualvoll! Dabei hört sich anfangs alles so leicht an.

Als die ersten Äpfel aus der Tüte auf den Boden fallen. Also zwei Tüten. Außerdem zwei weitere für die Orangen (gleiches Problem wie bei den Äpfeln, anscheinend korrespondierend eckige Tüten und rundes Obst nicht miteinander). Hinzu kommt eine Tüte für die Weintrauben, eine für die Tomaten und eine für die Zwiebeln. Auf Karotten und Kartoffeln verzichte ich erst mal. Das passt ja nun gar nicht von der Größe.

Folie drum herum nimmt“, sagt die Expertin und rechnet vor, dass die industrielle Kunststoffverpackung im Durchschnitt zirka 4,5-mal materialintensiver als ein Abreibbeutel ist. Aha, hmm, ok. Gehts noch konkreter? Ja! „Ein Kilo Möhren in einem Abreibbeutel hängen nur aus 2,5 Gramm.“ Ein Beispiel, an dem ich erstmal knabbern muss. Habe ich doch bisher fast ausschließlich vorverpackte Weintrauben in Kunststoffschalen mit Klappdeckel gekauft – und die haben sogar siebenmal mehr Material als ein Beutel. Und noch was gibt mir zu denken: 60 Prozent unseres Obstes sind industriell vorverpackt, beim Gemüse sogar 66 Prozent. Das muss man ernsthaft schlucken.

Stelle von Plastik auf Glas um – und belaste damit meine Öko-Bilanz Ich komme einfach auf keinen grünen Zweig. Kaufe statt des Zehnerpacks Tempo-Taschentücher eine 100er-Box – und bekomme zu hören, dass man eigentlich nur Stofftaschentücher nehmen sollte. Nehme statt Joghurt im Plastikbecher die im Mehrweg-Glas, decke mich mit Konserven im Glas statt mit Blechdosen ein und kaufe zum ersten Mal in meinem Leben Milch in einer Flasche – und erfahre, dass meine Glas-Mission zwar gut gemeint, aber nicht unbedingt gut für die Umwelt war. „Entscheidend für die Öko-Bilanz ist nicht die Verpackung, Sondern, wo die Produkte herkommen“, sagt Dirk Petersen, Umweltpolizeist der Verbraucherzentrale Hamburg. „Man kann lieber einen Joghurt im Plastikbecher nehmen, der aus der Region kommt – als einen Joghurt im Glas, der quer durch Deutschland transportiert, werden muss“, so Petersen. Die Erklärung liegt zwar nicht auf der Hand, aber in

immer Einwegflaschen“, sagt Dirk Petersen und appelliert an mich, auch auf die regionale Herkunft der Getränke zu achten. Je weiter die Getränke transportiert würden, desto höher die Umweltbelastung. Ganz schön kompliziert! Vielleicht sollte ich auf Leitungswasser umsteigen? Schluss! Aus! Ende! Der erste Monat ist um. Vieles hat dann doch noch geklappt. Wir verzichten auf Mini-Verpackungen bei Joghurts, Puddings, Würstchen und Süßigkeiten, holen Kartoffeln sowie Eier im Hofladen und bringen leere Eierkartons und Honiggläser zurück zum Bauernhof. Coffee-to-go-Becher oder Salate zum Mitnehmen kommen mir gar nicht mehr in die Tüte. Aber lebe ich deshalb jetzt grün? Nein, leider nicht. Noch lange nicht. Vielleicht bin ich ein bisschen grüner geworden. Aber ich habe gemerkt, dass man nicht von heute auf morgen sein Leben komplett ändern kann. Dass es Zeit braucht, alte Gewohnheiten umzu-stellen. Und zwar nicht nur den Menschen. Oder ein Jahr. Sondern ein Leben lang. Es geht nicht mehr nur um einen Artikel. Oder um das Experiment. Es geht um mehr. Um die Umwelt.

Schlummer geht's nimmer? Doch leider schon! Statt Trinkwasser in Einwegflaschen vom Discounter zu kaufen, lasse ich meinen Mann Sprudelflaschen in Mehrwegkisten nach Hause schleppen. Dass das Symbol auf der Flasche allerdings gar nicht für Mehrweg steht, realisieren wir erst später. Dirk Petersen klärt uns auf, dass Flaschen in Mehrwegkisten Umweltfreundlichkeit oftmals nur suggerieren – es aber ganz und gar nicht sind. Viele von diesen Plastikflaschen sind nicht ökologischer als die vom Discounter. Auch sie werden nach dem Gebrauch nicht wieder befüllt, sondern landen im Müll, wo sie geschreddert und recycelt werden“, so Petersen. Und das ist nach Angaben der Deutschen Umwelthilfe (DUH) längst nicht so ökologisch, wie einige Discounter behaupten. Denn Einwegflaschen aus Plastik sind laut DUH wesentlich ressourcenintensiver als Mehrwegflaschen in der Herstellung, belasten das Klima und produzieren unnötige Abfälle. Die Zahl schockiert mich noch mehr als der Bon an der Wursttheke. Pro Jahr werden in Deutschland gut 17 Milliarden Einwegplastikflaschen verkauft – und zu Abfall. Das sind zwei Millionen Einwegplastikflaschen pro Stunde! Und: Für die Herstellung der jährlich in Deutschland verbrauchten Einwegplastikflaschen werden 660.000 Tonnen Rohöl verbraucht.

Unfassbar! Einfach nicht vorstellbar! Aber wie erkennt man den Unterschied zwischen Einwegflaschen und Mehrwegflaschen, die bis zu 50-mal wiederverfüllt werden können? Dass nicht jeder durch den Siegel-Dehngel steigt, habe ich ja leider bewiesen. Der Rat der Umweltpolizeist auf das Pfand achten. Das Einwegpfand beträgt einheitlich 25 Cent, das Mehrwegpfand acht oder 15 Cent. Und: „Zerknitterbare Plastikflaschen sind

### 11.700 Tüten pro Minute

Mehr als 16 Millionen Tonnen Verpackungen fallen hierzulande jährlich an. Die durchschnittliche Menge pro Bürger ist in den vergangenen zehn Jahren um 25 Kilo angestiegen – auf rund 212 Kilo.

Etwa 76 Plastiktüten pro Jahr verbraucht jeder Bundesbürger. Das sind rund sechs Milliarden Tüten im Jahr – oder zirka 11.700 Tüten pro Minute. Für die Herstellung einer Plastiktüte braucht man etwa acht Esslöffel Erdöl.

207 Einwegplastikflaschen verbraucht jeder Deutsche im Schnitt pro Jahr. Mehr als 50 Prozent des Mineralwassers wird inzwischen bei Aldi und Lidl verkauft. Ein einziger Mineralwasserkasten mit zwölf grünen Mehrwegplastikflaschen (0,75 Liter), die durchschnittlich 53-mal wiederverfüllt werden, ersetzt rund 480 PET-Einwegflaschen mit einem Liter Inhalt. (nik/h)

### Eine Serie in zwölf Teilen

1. Verpackungen (30. Januar)
2. Energie & Wasser (27. Februar)
3. Hausputz & Körperpflege (26. März)
4. Mobilität (30. April)
5. Im Garten (28. Mai)
6. Müll (25. Juni)
7. Ernährung (30. Juli)
8. Kleidung (27. August)
9. Mülltrennung (24. September)
10. Grünes Ehrenamt (23. Oktober)
11. Weinwirtschaft & Co. (28. November)
12. Elektrogeräte (31. Dezember)

# Fragen und Antworten zur Zukunft der Rente

**Das System der Alterssicherung ist in einer Schiefelage. Doch was heißt das für unser Zusammenleben? Welche Lösungsansätze bieten Politik und Gesellschaft? Was sagt die Statistik und was bedeutet das für jeden Einzelnen? In ihrer Serie gibt die Redaktion Antworten auf diese und viele andere Fragen.**

Sechs Wochen lang befasst sich die Zeitung in einer 30-teiligen Serie intensiv mit der Zukunft der Rente. In großen Reportagen und Features, Interviews und Streitgesprächen, Grafiken und Erklärstücken beleuchtet die Redaktion das Thema umfassend.

Dabei steht immer der Servicecharakter im Vordergrund: Alle Fragen, die sich die Menschen im Land zu diesem Thema stellen, sollen beantwortet oder zumindest die Fakten dazu dargelegt werden.

So erklärt eine Doppelseite mit Grafiken die Mechanik des Generationenvertrags und die Folgen des demografischen Wandels. Eine Infografik zeigt, wie man einen Rentenbescheid liest. Ein Feature erzählt aus dem Leben von drei Frauen, die die Verlierer im Rentensystem sind. Norbert Blüm und seine Enkelin treffen sich zum Generationengespräch. Porträts erklären,

warum Rentner länger arbeiten wollen – und manchmal müssen. Ein vergleichender Überblick fasst zusammen, was die Parteien beim Thema Rente vorhaben.

Hinzu kommen zahlreiche Servicestücke, etwa zur Besteuerung der Rente, zu Einbußen durch Kindererziehung oder zu den Möglichkeiten der privaten Vorsorge. Fachbegriffe werden in einem umfangreichen Renten-ABC erläutert. Und wer weitere Fragen hat, dem steht eine Expertenrunde in einer Telefonaktion der Zeitung Rede und Antwort.

Die Serie „Die Zukunft der Rente“ wird federführend von einer Redakteurin und einer Volontärin organisiert und von etwa 15 Redakteuren umgesetzt. Alle Ressorts der Zeitung sind mit einbezogen und steuern Geschichten bei. Alle Beiträge werden online in einem Renten-Dossier zusammengefasst.

MANNHEIMER MORGEN

Die Zeitung macht aufmerksam auf Problemfelder, die alle Generationen betreffen, und liefert den Leserinnen und Lesern ein breites Informations- und Servicepaket.

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Alter
- ▶ Interaktiv
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Politik
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Zukunft

### Kontakt:

Dirk Lübke, Chefredakteur, Telefon: 0621/392-1339, E-Mail: chefredaktion@mamo.de

Arbeit: Stefan Bumm programmiert mit 74 Jahren beim Walldorfer Softwarekonzern SAP / Rückholprogramm für Experten im Seniorenalter seit Anfang des Jahres

# „Ich hatte einfach Lust weiterzumachen“

Von unserem Redaktionsmitglied Matthias Kros

**MANNHEIM.** Stefan Bumm ist 74 Jahre alt. Nicht unbedingt das typische Alter eines Softwareentwicklers, sollte man meinen. Aber Bumm hat noch lange nicht genug. Der Diplom-Mathematiker ist zwar seit 2007 pensioniert. „Doch ich hatte einfach noch Lust weiterzumachen“, erklärt er. „Die Arbeit hat mir immer viel Spaß gemacht und ich war sehr erfolgreich.“

Auch die SAP wollte und will auf den Mitarbeiter ungern verzichten. Denn Bumm ist hoch spezialisiert auf eine komplexe Schnittstelle zwischen der SAP-Software und Datenbanken von Fremdanbietern. Mit jeder neuen Version der Datenbanken muss auch die Schnittstelle angepasst werden. Im Herbst ist das wieder der Fall und der Mathematiker soll für Kundenanfragen bereitstehen, falls es Probleme geben sollte.

### Meistens ein Tag die Woche

Und so hat Bumm auch zehn Jahre nach der Pensionierung noch einen festen Platz in seiner Abteilung am SAP-Standort St. Leon-Rot – auch wenn er ihn mittlerweile recht flexibel ausfüllt. „Meist arbeite ich nur noch einen Tag in der Woche“, erklärt der 74-Jährige. Fremd fühle er sich trotzdem nicht, sagt er, die Kollegen hätten seit seiner Pensionierung kaum gewechselt. Die Fluktuation in der Abteilung sei schon früher gering gewesen. „Da sind richtige Freundschaften entstanden“, freut sich Bumm. Sogar an seinen freien Tagen fahre er manchmal zum Mittagessen in die SAP-Kantine, um die Kollegen zu treffen – dafür kommt Bumm extra von seinem Wohnort Karlsruhe.

Aber warum tut er sich den Arbeitsstress überhaupt noch an und genießt nicht einfach das Leben? Träumt er nicht wie andere Rentner von der monatelangen Wohnmobiltour durch Europa? „Ich bin schon immer ein gewisser Eigenbrötler gewesen“, lacht Bumm, „und mache einfach lieber etwas Gemütliches.“ Außerdem habe er schon viel von der Welt gesehen. Für ihn sei jeden-



falls klar, dass es die Arbeit ist, die ihn jung halte. „Das habe ich gemerkt, als ich zwischendurch mal eine Weile nicht gearbeitet habe.“

**Hausmann war keine Perspektive** Zudem hätten bei seiner Entscheidung, weiterzumachen, auch private Dinge eine Rolle gespielt: „Meine Frau ist deutlich jünger als ich und als ich 65 wurde, hatte sie noch viele Arbeitsjahre vor sich.“ Deshalb habe er sich entschieden, mindestens noch so lange zu arbeiten wie seine Frau. „Und wenn es mit SAP nichts geworden wäre, dann hätte ich eben etwas anderes gemacht, vielleicht promoviert.“ Jedenfalls habe er kein Hausmann werden wollen. „das ist nichts für mich, das stand fest.“

Allerdings sei seine Rückkehr zunächst nicht einfach gewesen, erinnert sich Bumm, der 1993 bei SAP angefangen hatte. Zunächst schlossen beide Seiten wiederholt Jahresverträge ab, anschließend arbeitete er sogar zeitweise als Selbstständiger für die Walldorfer. Erst seitdem SAP Anfang dieses Jahres ein „Senior-Expert-Service“ genanntes Programm aufgelegt hat, läuft sein Schaffen wieder in geregelten Bahnen.

„Dieses Programm richtet sich an Kollegen, die mit einem Mindestalter von 60 Jahren bei uns ausgeschieden sind und Interesse haben, noch etwas weiterzuarbeiten“, erklärt Wolfgang Fassnacht, Personalchef von SAP Deutschland. Sie könnten in einer speziellen Datenbank anhand ihrer Fähigkeiten ein individuelles Profil kreieren. Abteilungen mit



Stefan Bumm an seinem Arbeitsplatz am SAP-Standort St. Leon-Rot. Seine Aufgabe konnte bislang kein jüngerer Kollege übernehmen.

BILD: ROTHE

entsprechendem Bedarf könnten darin fungieren.

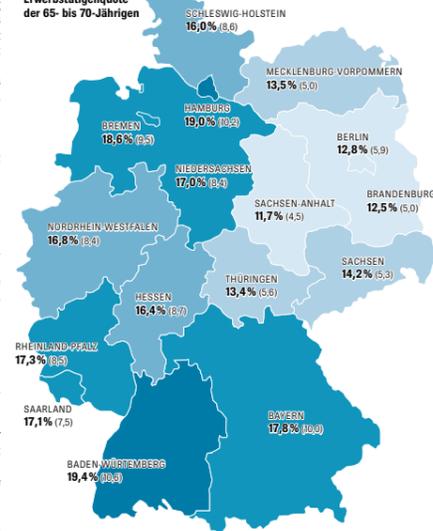
Werden sich beide Seiten einig und weist die Abteilung nach, dass niemand aus der Stammbesetzung den Job übernehmen kann, erstellt die SAP für den „Senior Expert“ einen befristeten Arbeitsvertrag. „Das kann dann einen Einsatz von einem Tag pro Woche bis zu sechs Monaten am Stück bedeuten“, so Fassnacht. Die Bezahlung richte sich unter anderem nach dem früheren Gehalt des „Rückkehrers“.

SAP setzt die „Senior Experts“ beispielsweise bei auslaufenden Produkten ein. „Da macht es für junge Kollegen nicht unbedingt Sinn, sich für solche Software noch extra ausbilden zu lassen.“ Stattdessen könnten frühere Beschäftigte, die während ihrer aktiven Zeit mit dem Produkt vertraut waren, noch einmal zum Zuge kommen.

Rund 50 Ex-Mitarbeiter hätten sich bislang in der Datenbank registriert, so der Personalchef, eine einstellige Zahl sei bereits wieder im Unternehmen aktiv. Diese Zahl werde bestimmt noch steigen, ist er sicher. Die Einstiegschancen junger Bewerber werde das aber nicht schmälern. „Wir werden in Deutschland auch in diesem Jahr wieder eine hohe dreistellige Zahl an neuen Mitarbeitern einstellen“, sagt Fassnacht. Dennoch sei das Programm auch ein Signal gegen den aktuellen „Hype“ um die jungen Talente: „Wir wollen

### Immer mehr Rentner arbeiten

Erwerbstätigenquote der 65- bis 70-Jährigen



Werte für 2015 (Werte für 2000)

über 19% | 17 bis 19% | 15 bis 17% | 13 bis 15% | unter 13%

### Auch Rentner dürfen arbeiten

Generell können Beschäftigte auch im Rentenalter weiterarbeiten. Die Rente wird erst ausbezahlt, wenn ein entsprechender Antrag gestellt wurde. Wer freiwillig weiterarbeitet, muss allerdings weitere Abgaben in die Sozialversicherung bezahlen – gleichzeitig kann er auf diese Weise seine Rentensprüche noch weiter erhöhen.

Auch Rentner, die ihre Rente bereits ausgezahlt bekommen, dürfen grundsätzlich so viel hinzuverdienen, wie sie wollen. Nach Angaben der Deutschen Rentenversicherung ist Voraussetzung dafür lediglich, dass die sogenannte Regelaltersgrenze erreicht ist.

„Es wird dann nichts von der Rente abgezogen“, erklärt ein Sprecher. Die Regelaltersgrenze wird derzeit schrittweise von 65 auf 67 Jahre angehoben. Entscheidend ist der jeweilige Geburtsjahrgang.

Allerdings muss der Arbeitgeber auch für arbeitende Rentner den üblichen Beitrag in die Rentenkasse abführen, nur der Arbeitnehmer bleibt beitragsfrei. Dafür werden die eingezahlten Beiträge aber nicht dem Rentner individuell gutgeschrieben, sondern kommen der gesamten Solidargemeinschaft zugute. Laut Rentenversicherung gibt es derzeit Überlegungen, dass arbeitende Rentner freiwillig eigene Beiträge in die Ren-

tenkasse einbezahlen und so ihre Ansprüche kontinuierlich erhöhen können.

Anders sieht die Sache für Rentner aus, die ihre Rente ausbezahlt bekommen, obwohl sie die Regelaltersgrenze noch nicht erreicht haben. Sie dürfen nur 450 Euro pro Monat hinzuverdienen. Als Ausnahme werden nur zwei Monate im Jahr gewährt, in denen jeweils 900 Euro verdient werden dürfen (zum Beispiel, wenn Urlaubs- oder Weihnachtsgeld ausgezahlt wird). Wer mehr als 450 Euro monatlich hinzuverdient, muss pauschale Abzüge bei der Rente in Kauf nehmen – was große Nachteile mit sich bringen kann.

Die Entwicklung in allen Altersgruppen fördern und älteren Mitarbeitern die Chance auf einen weniger jähen Abschied eröffnen.

Das findet auch die Arbeitnehmersseite gut: „Senior-Expert-Service wurde vom Betriebsrat der SAP SE mitverhandelt und gestaltet. Es ist ein ausgezeichnetes Programm, um in vielen Berufsjahren erworbenes Wissen und Erfahrungen von ehemaligen SAP-Mitarbeitern im Unternehmen zu behalten“, sagt der Betriebsratsvorsitzende Klaus Merx. Schwerpunkte der Senior Experten seien die Projektarbeit beim Kunden, der Wissenstransfer über etablierte Techniken sowie Mentoring. Jüngere Kollegen wollten dagegen eher die neuen zukunftssträchtigen Plattformen und Techniken erlernen. „Daher sehen wir hier keine Konkurrenzsituation oder eine Verschlechterung der Karrierechancen für die jüngeren Kollegen.“

**Auch Roche und BASF aktiv** Auch andere große Unternehmen der Region reaktivieren bereits Rentner: Um dem demografisch bedingten Fachkräftemangel zu begegnen, könne „auch die Beschäftigung von Ruhestandlern ein Instrument sein“, erklärt beispielsweise eine Sprecherin des Chemiekonzerns BASF. Bereits heute beschäftige man „Ruhestandler auf Einzelfallbasis“. Hierbei könne es sich um Fachkräfte handeln, deren Wissen im Zusammenhang mit Projekten wertvoll ist.

„Gegenwärtig stellen solche Beschäftigungen nach dem Eintritt in den Ruhestand aber eher die Ausnahme dar“, sagt die Sprecherin. Dies könne sich aber ändern, falls es neue gesetzliche Rahmenbedingungen – etwa bei der Hinzuverdienstgrenze für Ruhestandler – gebe.

Auch beim Pharmakonzern Roche in Mannheim werden Beschäftigte im Bedarfsfall und bei Interesse des Mitarbeiters nach dem Ausscheiden in die Rente eingebunden, sagt eine Sprecherin. Einzelfälle gebe es bereits. Zudem habe Roche mit dem „Langzeitkonto 2.0“ ein Modell, um den Eintritt in die Rente gleitend zu gestalten, indem die Arbeitszeit langsam reduziert wird.

Dossier unter [morgenweb.de/rente](http://morgenweb.de/rente)

# Hilfe für Eltern bei der Suche nach einem Kitaplatz

**Eltern, die in Stuttgart einen Kitaplatz suchen, sind oft verzweifelt. Es gibt viel zu wenige Plätze für Kinder unter drei Jahren. Außerdem sind Mütter und Väter im Dschungel der Anbieter und Behörden überfordert. Die Zeitung schlägt hier eine Bresche und sorgt mit ihrem Kita-Kompass für Orientierung.**

„Chaos“, „undurchschaubares Verfahren“, „ellenlange Wartelisten“, „Dutzende Bewerbungen“ – solche Stichworte hört die Redaktion, wenn sie Eltern fragt, wie sie die Kitaplatzsuche für Kinder unter drei Jahren in Stuttgart erleben.

Derzeit fehlen rund 3.500 Betreuungsplätze für diese Altersgruppe in der Landeshauptstadt. Zusätzlich erschwert wird die Suche, weil kaum jemand bei der Vielzahl von Anbietern und Betreuungsformen sowie einem schwer durchschaubaren Bewerbungssystem durchblickt.

Die Idee des multimedialen Kitakompasses ist es, diese Situation nicht nur aufzuzeigen, sondern Eltern bei der Platzsuche zu unterstützen.

In einzelnen Kapiteln können sich Mütter und Väter unter anderem in Videos, Grafiken und animierten Erklärstücken informieren: Welche Betreuungsformen und -anbieter gibt es (zum Beispiel Elterninitiativen, kirchliche Kitas, alternative Konzepte)? Wie setze ich meinen Rechtsanspruch durch? Wie bewerbe ich mich richtig und welche Kosten kommen auf mich zu?

Außerdem geben Eltern, die bereits einen Platz für ihr Kind gefunden haben, Tipps für die Suche, oder erzählen, was hinter den unterschiedlichen Konzepten (zum Beispiel Waldorf, Tagesmutter) steckt.

An der Umsetzung sind zwei Redakteure, ein Praktikant, eine Grafikerin und ein Programmierer beteiligt. Das Angebot ist eines der ersten Projekte im selbst entwickelten CMS des neuen Ressorts Multimediale Reportagen, das für die Webseiten von Stuttgarter Zeitung und Stuttgarter Nachrichten arbeitet.

Aus der Nutzerschaft gibt es positive Rückmeldungen, aber auch Anregungen, zum Beispiel für weitere Betreuungsangebote, die die Redaktion aufnimmt und einarbeitet.

Der Kitakompass wird zum Start in den Print-Ausgaben mit Texten zum Thema begleitet und wird mittlerweile als Zusatzangebot im Print und online verlinkt, wann immer das Betreuungsthema hochkocht. Um das Angebot aktuell zu halten, werden die Zahlen und Infos im Kitakompass regelmäßig überarbeitet.

STUTTGARTER  
ZEITUNG

STUTTGARTER  
NACHRICHTEN

Das serviceorientierte Projekt ist für die Eltern eine übersichtliche und alltagstaugliche Handlungshilfe.

Links:

<http://reportage2.stuttgarterzeitung.de/kitakompass>

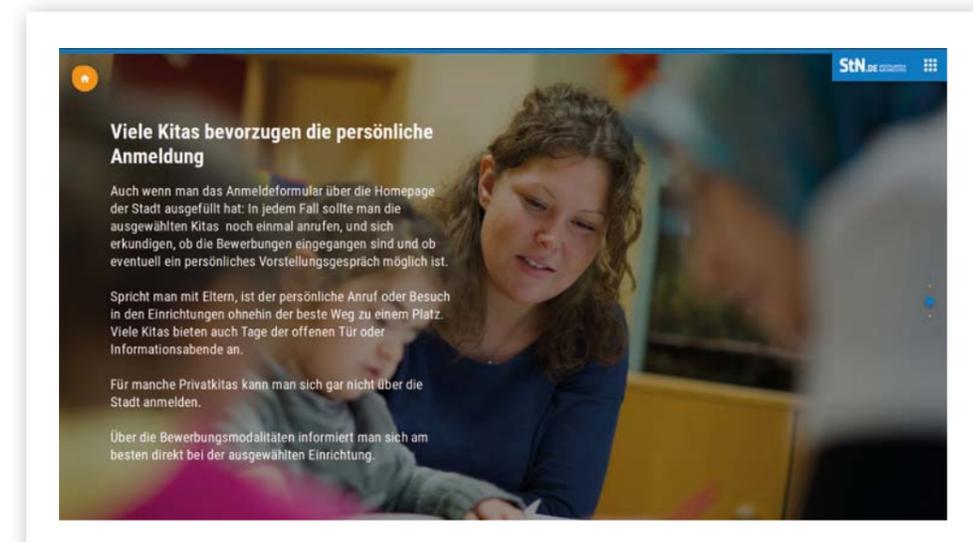
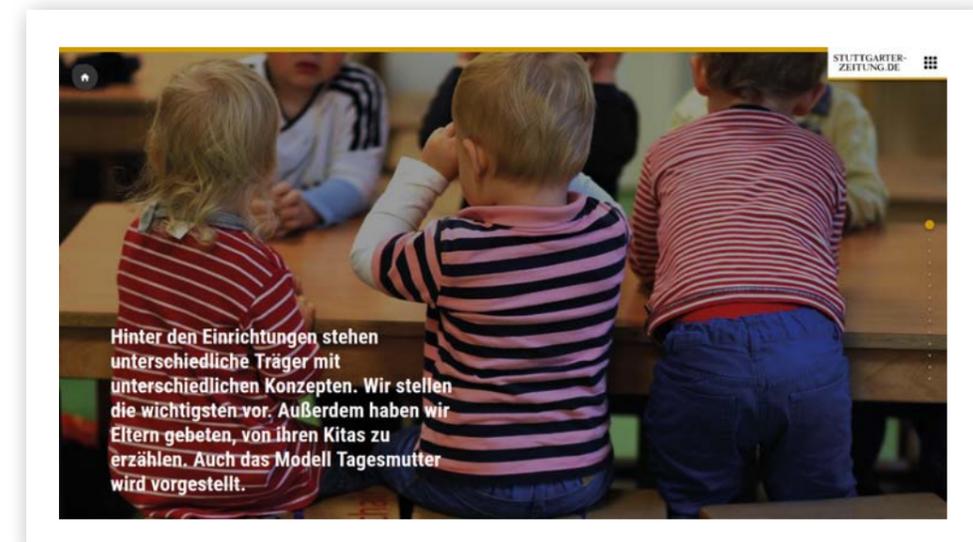
<http://reportage2.stuttgarternachrichten.de/kitakompass>

## Stichworte

- ▶ Anwalt
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Layout
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher

## Kontakt:

Stefanie Zenke, Ressortleiterin Multimediale Reportagen, Telefon: 0711/7205-1142, E-Mail: [stefanie.zenke@stzn.de](mailto:stefanie.zenke@stzn.de)



# Warum der Bus mal zu spät und mal zu früh kommt



**Viele Berliner schimpfen über den unpünktlichen öffentlichen Nahverkehr. Doch der Unmut ist nur zum Teil berechtigt, wie die Journalisten in ihrer Datenauswertung zeigen. Die Menschen können in der Multimedia-Geschichte sehen, wo sie auf den Bus warten müssen – oder auch nicht.**

„Typisch BVG. Die kriegen es einfach nicht hin.“ Solch ein Vorwurf ist von leidgeprüften Benutzern der Berliner Verkehrsbetriebe oft zu hören. Und er ist oft ungerecht. Denn an vielen Verspätungen ist einfach die Großstadt schuld. Hohes Verkehrsaufkommen, Unfälle und Staus, zugeparkte Bus-spuren – schon gerät der Fahrplan aus dem Takt.

In ihrem Webprojekt „Warum kommt der Bus zu spät?“ sind Journalisten des Tagesspiegels gemeinsam mit einem Mobilitätsforscher des Urban Complexity Lab an der FH Potsdam dem Thema auf den Grund gegangen. Sie haben die Live-ÖPNV-Daten des Verkehrsverbunds Berlin-Brandenburg (VBB) sechs Wochen lang von Mitte Januar bis Ende Februar minütlich gesammelt und ausgewertet.

Durch die ungewöhnliche Zusammenarbeit zwischen dem Programmierer aus einem Stadtforschungsteam und zwei Redakteuren lässt sich erstmals haltestellengenau zeigen, wo die Menschen im Winter oft ungewöhnlich lange auf den Bus warten.

Diese Daten setzt die Redaktion in Beziehung zur gefühlten Unpünktlichkeit einiger innerstädtischer Buslinien, die de facto oft gar nicht so unpünktlich sind.

In der Analyse werden die konkreten und grundsätzlichen Ursachen von Verspätungen in der Großstadt beschrieben. Dabei zeigt sich auch, dass gerade Bus und Tram häufiger zu früh kommen, was für die Fahrgäste oft noch schlimmer ist.

Die Ergebnisse der Auswertung setzen die Webdesigner und Journalisten online in interaktive Karten und Tabellen um. Wer eine Linie anklickt, sieht, wie viel Prozent der Busse und Bahnen im Testzeitraum an den einzelnen Haltestellen zu früh oder zu spät kamen. Visualisiert wird unter anderem auch, zu welchen Zeiten Busse, Trams, S- und U-Bahnen aus dem Takt geraten. Dazu gibt es ein großes Feature, das die Ursachen, die Zwänge und Lösungsmöglichkeiten beleuchtet.

Auf den Datenvisualisierungen ist schnell zu sehen: Nur zu absoluten Hochzeiten und nur auf sehr stark genutzten Linien fährt die Mehrzahl der Busse mit Verspätung. Den Rest der Zeit sind die Busse und Trams in Berlin in der absoluten Mehrheit der Fälle pünktlich, oft sogar minutengenau.

Link:  
<http://haltestelle.tagesspiegel.de/>

### Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Hintergrund
- ▶ Interaktiv
- ▶ Layout
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher
- ▶ Verkehr

### Kontakt:

Johannes Schneider, Kulturredaktion/Mehr Berlin, Telefon: 030/29021-14249,  
E-Mail: [johannes.schneider@tagesspiegel.de](mailto:johannes.schneider@tagesspiegel.de)



Warum kommt der Bus zu spät? ... »Janz Britz ist zu...« ruft irgendwer hinter seinem Halbbreis aus Bildschirms ins weitläufige Großraumbüro herein. Dieser Tag im Februar wird wohl kein guter in der Praktikantenbilanz der BVG. Aber er ist allemal noch lang genug für Rettungsversuche. Dafür sitzen die Kollegen ja in der Leitstelle in Berlin-Lichtenberg, im »Kompetenzzentrum Oberflächen«, wie es in der BVG-Bürokratie heißt. Auf ihrem gegenwärtig mit den besten gebäuden Montrowänden verfügen die 23 Mitarbeiter in Auf-Gebäude, wie für Busse und Straßenbahn, auch die Kraft Passanten... »Wer...«



Das höhere Verkehrsaufkommen in der Stadt, der Hauptverkehr, wie die BVG sie nennt, bremsen aber nicht nur Busse aus. Je höher die Taktfrequenz der Verkehrsmittel, desto stärker die Dominanz im Falle von Behinderungen. Selbst die U-Bahn hat in diesen Zeiten ab und zu Verspätungen. Sie hat dann jedoch nur mit der höheren Zahl zuzugewandener Fahrgäste zu kämpfen, nicht mit den anderen Verkehrsteilnehmern – das geschlossene System erweist sich als Resilienzvorteil.

Unsere Datenanalysen zeigen sehr deutlich, dass sowohl Verspätungen als auch Verfrühungen in der Rush-Hour rasant ansteigen. Je mehr Verkehr, desto unvorhersehbarer werden die Straßen, desto mehr bedrängen sich auch Verlangsamung vorauszufahrender und Beschleunigung nachfolgender Fahrzeuge. Auch die Tram hat zu diesen Zeiten zu kämpfen, vor allem dort, wo sie nicht auf separater Trasse am Stau vorbeifahren kann. Noch interessanter aber als die Tatsache, dass sich auch Trams verspätet: Laut unseren Daten kommt manche Tram sehr oft zu früh.



Hört man den geduldigen Erklärungen der drei BVG-Planer in ihrem silbernen Büroraum zu, klingt es, als bliebe Pünktlichkeit im Berliner ÖPNV für alle Zeiten ein Traum. Dabei ist der Busverkehr in Berlin schon jetzt relativ pünktlich – wie auf den Datenvisualisierungen schnell zu sehen ist. Nur zu absoluten Hochzeiten und nur auf sehr stark genutzten Linien fährt die Mehrzahl der Busse mit Verspätung. Den Rest der Zeit sind die Busse und Trams in Berlin in der absoluten Mehrheit der Fälle pünktlich, oft sogar minutengenau. An allen Bus- und Tramhaltestellen, die wir sechs Wochen lang beobachtet haben, waren 22 Prozent der Abfahrten unpünktlich. Nimmt man die von uns gemessenen Abfahrten von U- und S-Bahn hinzu, die von einem weitestgehend geschlossenen System profitieren, noch hinzu, sind es sogar nur 17 Prozent verspätete Abfahrten auf allen Linien.

Dazu ist theoretisch längst klar, wie Busse und Bahnen noch pünktlicher werden könnten. »Das größte Problem ist kein technisches«, sagt Thomas Faust. Und sein Kollege Olaf Brühl fügt hinzu: »Es ist unsere Elbgenossenschaft, in der Regelübertritte zum Normalfall geworden sind.« Während früher Busspuren durchaus respektiert worden seien, sei es inzwischen immer mehr Ausfahrgänge, wenn die Parken vor der Haltestelle hundert Buspassagiere zu spät zur Arbeit kommen lässt. Dieser Punkt ist die am einfachsten vermeidbare Ursache für Verspätungen – wenn es politisch gewollt wäre. Gegen die anderen häufigen Verspätungsursachen wie Feuerweh- oder Rettungsmaßnahmen würde dagegen wohl kaum ein vernünftiger Mensch etwas machen wollen.

Da sich wohl auch am Egoismus einzelner vorerst wenig ändern wird, gibt es letztlich drei Ansatzpunkte. Der erste: Man verabschiedet sich von der Vorstellung fester Fahrpläne. In London oder Paris werden schon lange die

# Leser nehmen Anteil am veganen Selbstversuch



**Das Internet ist voller Erfolgsgeschichten von Veganern. Doch was steckt dahinter? Die Volontärin macht einen vierwöchigen Selbstversuch und berichtet davon auf allen Kanälen. Die eigenen – durchaus gemischten – Erfahrungen unterfüttert sie mit Fakten und Experteninterviews.**

Die Idee für das „Vegan-Experiment“ trägt Liviana Jansen schon lange mit sich herum. Sie lebt seit Jahren vegetarisch, aber auch die Produktionsbedingungen von Milch, Eiern, Käse und Co. sieht sie oftmals kritisch. Hinzu kommen die viel verbreiteten Erfolgsgeschichten von Menschen, die schon lange vegan leben. Und gilt Veganismus nicht als Weg, um den Hunger auf der Welt zu beseitigen?

Also auf zum Selbstversuch. Wie schwer ist es, auf alles Tierische zu verzichten? Was macht das mit Körper, Geist und Seele? Und wie lässt sich die vegane Ernährung in den Alltag integrieren?

Ihre vier Wochen ohne tierische Produkte begleitet die Volontärin mit einer crossmedial angelegten Serie, die sie selbst konzipiert und umsetzt. Die Beiträge erscheinen in den Print-Ausgaben der Zeitung und auf den Online-Kanälen – mit jeweils an das Medium angepasstem Inhalt.

Die Artikel werden im Internet mit Videos und interaktiven Tools begleitet. Zudem postet sie täglich auf Instagram und Facebook Bilder, Rezepte und Videobotschaften und bindet die Videos zusätzlich in den YouTube-Kanal des Verlags ein.

Um das „Vegan-Experiment“ nicht als reinen Selbstversuch zu gestalten, recherchiert die Volontärin Fakten zur Ernährung und zu den verschiedenen Produkten, führt Interviews mit Experten und besucht unter anderem eine Veganer-Messe und einen Veganer-Stammtisch in der Region. Durch die Interaktion der Leser (online und offline), Kommentare und Likes auf Facebook und Instagram entwickelt sich die Serie fortwährend weiter.

Die Publikumsresonanz ist viel größer, als die Volontärin erwartet hat. Viele Leser nehmen auf der Homepage oder in Facebook-Kommentaren Anteil, einige geben Tipps, etwa zu Rezepten oder veganen Käsesorten, oder wünschen der Protagonistin Durchhaltevermögen.

Nach Ende der vier Wochen ist Jansens Fazit durchwachsen. Auf alle tierischen Produkte will sie vorerst nicht verzichten. Und sie will auch nicht so dogmatisch sein. Sie wird Teilzeit-Veganerin.

Link zur Serie: [www.zvw.de/vegan](http://www.zvw.de/vegan)

**Stichworte**

- ▶ Aktionen
- ▶ Ernährung
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Interaktiv
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Test
- ▶ Verbraucher

**Kontakt:**  
Liviana Jansen, Volontärin, Telefon: 07151/566-269, E-Mail: [liviana.jansen@zvw.de](mailto:liviana.jansen@zvw.de)

# Waiblingen

B 1  
Nummer 257 – WNS1  
Samstag, 5. November 2016



Tofu, Möhren, Tomaten, Linsen, Grünkern, Kürbis und Nüsse – so soll also meine Kost die nächsten vier Wochen lang aussehen: Rein pflanzlich.

Bild: Schneider

## Selbstversuch: Vier Wochen vegan

Serie „Das Vegan-Experiment“, Teil 1: Unser Redaktionsmitglied Liviana Jansen verzichtet einen Monat lang auf Tierisches

